

Peter Mennigen

ABYSSUS

Der Abgrund

Für Eleonore

www.schenkbuchverlag.de
www.schenkverlag.com
www.schenkverlag.eu

Peter Mennigen

ABYSSUS

Der Abgrund

Mystery-Thriller



SCHENK VERLAG • Passau

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliographie;
detaillierte bibliographische Daten sind im Internet
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-939337-55-3

© Schenk Verlag GmbH, Passau, 2008
Umschlaggestaltung: Susy Navratil • Satz: Tibor Stubnya

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Hungary

I. KAPITEL

Sterben Sie wohl, Monsieur Osborne

21 Uhr 13 – JFK-Airport, New York

Mit provozierender Behäbigkeit kroch eine Kakerlake von der Größe einer Vogelspinne unter der Toilettentür hindurch. Langsam, vorsichtig, pirschte sie an dem Türsockel vorbei und spähte um die Ecke. Ihre Fühler, zwei organische Fäden, die frei schwebend auf der Stirn eines erbsengroßen Kopfes befestigt waren, beschrieben kreisförmige Schwingungen, als wären sie keinerlei Luftwiderstand oder Schwerkraft ausgesetzt. Die Augen des Insekts glichen winzigen Höhlen; wie in verfaultes Gummi getriebene Löcher, in die jemand zum Scherz zwei Stecknadeln mit vorquellenden Köpfen gestochen hatte. Sein mattbrauner Chitinpanzer reflektierte das trübe Licht grünlich fluoreszierender Leuchtstoffröhren von der Decke und warf hüpfende Schattenstrukturen auf urinbesprenkelte Fliesen. Die schorfige Bauchunterseite raschelte scharf über den Steinboden wie grobkörniges Schmirgelpapier auf einer Schiefertafel.

Beim Anblick des unerwarteten Besuchers legte Alan Osbornes Herz automatisch einen höheren Gang ein. Versteinert hockte der Computerexperte auf der Toilettenschüssel und richtete seinen Blick auf das Insekt, als wäre es der einzige Fixpunkt im Universum, als hätte er nie etwas so Schreckliches gesehen. Er blinzelte, als könne er damit die Schabe auflösen. Aber ihre Realität ließ sich nicht bestreiten.

Aufreizend träge nahmen die fünfgliedrigen Fadenbeinchen Kurs auf die blank polierten Guccis. Hier bahnte sich eine Auseinandersetzung zwischen einem arglosen Anzugträger mit Aktentasche und einem penetranten Insekt an.

Seit gut einer halben Stunde okkupierte der Amerikaner die Kabine der Flughafentoilette und mühte sich mit einer Mahlzeit, die sich seit letztem Abend ihren Weg durch seinen Verdauungstrakt wühlte. In gewisser Weise war er selbst schuld daran, dass sein Magen rebellierte. Vielleicht hatte er doch nicht gut daran getan, gestern einen Schnellimbiss namens »Joe's Diner« aufzusuchen. Die kulinarischen Delikatessen – er hatte einen opulenten Eiersalat auf Toast genommen – erschienen ihm schon vor dem Verzehr von eher zweifelhafter Qualität. Möglicherweise war aber auch nur die Nervosität wegen des bevorstehenden Flugs nach Paris Ursache seines momentanen Unwohlseins.

Wer den Mann so zusammengekrümmt auf dem nach beißendem Ammoniak riechenden Klosett kauern sah, hätte kaum erraten, dass er einer der großen Pioniere auf dem Gebiet der KI-Forschung war. Alan Osborne hatte als Erster Bewusstsein – künstliche Intelligenz – nachgebaut, das Computern eigenes, verantwortliches Handeln ermöglichte. Er hatte ein außergewöhnliches Computerprogramm entworfen, das biologische Systeme realistisch simulierte und Mikrotechnologie mit synthetischer Sinneswahrnehmung kombinierte. Sehen, Hören, Geschmacks- und Geruchssimulation, Tastsinn, Gefühl für Gewicht, Raum und Zeit. Technisierte Natur unter Ausschaltung des Faktors »menschliches Versagen«. Dieses Programm ermöglichte Einsichten in neue Vorstellungen, die zu komplex für das menschliche Gehirn waren. Perfektion durch genaueste Analyse möglichst vieler Daten. Geschaffen zur Lösung der großen Probleme der Menschheit.

Bei seinem momentanen Schaben-Problem konnte ihm allerdings kein Computer helfen. Höchstens als Wurfgeschoss.

Noch immer gelähmt von der unerwarteten Schreckenserfahrung durch die Begegnung mit dem Ungeziefer, stemmte sich der Wissenschaftler gegen die paralyisierende Trägheit. Im ersten Affekt suchte er nach etwas, womit er dem Insekt einen tödlichen Schlag versetzen konnte. Die Kakerlake schien zu ahnen, was auf sie zukam. Die beiden fühlernähnlichen Extremitäten an ihrem Hinterleib, die Cerci, registrierten im Verbund mit den Kopffühlern variierende Schallwellen, Erschütterungen und Veränderungen des Luftdrucks. Diese Informationen leiteten sie an das innere Warnsystem weiter. Abrupt blieb die Schabe stehen und richtete ihre vorderen Zehnzentimeter-Fühler auf.

So schnell wie die Mordgedanken gekommen waren, verwarf Osborne sie wieder. Es widerstrebte ihm grundsätzlich, ein Tier zu töten. Da bildeten auch Unterklassen wie Insekten keine Ausnahme. So widerlich die Kakerlake auch aussah, er sträubte sich dagegen, sie einfach tot zu klatschen, zumal diese Spezies keine Unbekannte für einen echten New Yorker war. Jetzt hatte sich eines dieser Tiere in die Toilettenkabine des JFK-Flughafens verirrt. Regungslos stand es da und harrete der Dinge, die da kommen würden. Doch es kam nichts. Das Einzige, was es sah, war ein seltsamer Mann, der es mit vorquellenden Augen anstarrte, so als suche er einen rettenden Anker, der ihn vor der Verdammnis bewahrte.

Während Osborne wie gelähmt da saß, tat ihm die Kakerlake den Gefallen und verschwand. Ihr oval abgeflachter, für ein Leben in engsten Ritzen und Fugen optimal ausgestatteter Körper glitt hinter den Spülkasten.

Der Wissenschaftler saß wie fest gemeißelt auf dem WC. Er verdrehte den Kopf, um einen Blick in die düstere Nische hinter sich zu werfen. Die

Kakerlake war irgendwo dort. Flach auf den Boden gepresst versteckte sie sich vor ihm. Sie wartete. Sie war nicht geflüchtet. Sie lauerte. Er ahnte das in einer Art dumpfer Gewissheit. Doch trotz der enormen Verrenkung konnte er den ungebetenen Gast nirgendwo entdecken. Alles ruhig. Nichts geschah.

Dadurch einerseits beruhigt, andererseits aber auch nicht, wartete er einige Sekunden, dann wandte er sich wieder nach vorn. Im selben Moment nahm er zu seinen Füßen eine Bewegung wahr.

Die Kakerlake schnellte aus ihrem Versteck hervor. Sie sauste unter der Toilettenschüssel hervor und schoss auf den Schuh zu. Vor Schreck vergaß dessen Besitzer seine Verdauungsbeschwerden. Was sollte er tun? Während er noch grübelte, unternahm die Kakerlake etwas. Zielstrebig krabbelte sie an den Schuh heran, stellte sich auf die Hinterbeine und betastete mit ihren vorderen Tarsen die Ferse. Nach mehreren Anläufen fanden die saugnapfartigen Haftlappen endlich Halt auf der spiegelglatten Lederoberfläche. Emsig erklimm das Insekt den Schuh. Bei dessen Besitzer brach die schiere Panik durch. Angewidert schüttelte er heftig den Fuß. Die Kakerlake sauste durch die Luft, landete rücklings auf den Fliesen und schlidderte mit wild in der Luft radelnden Beinchen unter der Kabinentür nach draußen. Mit einer gewissen eitlen Selbstzufriedenheit genoss der Sieger seinen Triumph.

Der Computerspezialist hatte sich noch nicht richtig von dem Schreck erholt, da kehrte sein hartnäckiger Widersacher zurück. Diesmal krabbelte das Ungeziefer, diese Kreatur der Hölle, aber nicht zögerlich abwartend. Aufgestachelt von loderndem Zorn machte es sich daran, seinen Feind in Kamikaze-Manier zu attackieren. Ohne Stocken flitzte das Insekt auf direktem Weg Richtung Schuhe. Diese Annäherung erfolgte zweifelsohne weniger als Zeichen freundlicher Verbundenheit mit dem Toilettbenutzer, sondern als Angriff. Bevor der Bedrohte recht begriff, was sich da zu seinen Füßen abspielte, hatte der Eindringling auch schon die linke Schuhspitze erreicht.

Ohne langes Nachdenken überwand der Angegriffene seinen Ekel und griff nach der Schabe. Normalerweise war das kein einfaches Unterfangen. Zwar wirkte das Insekt behäbig, aber wenn es darauf ankam, beschleunigte es aus dem Stand auf stramme 5,4 Stundenkilometer, was in etwa 1,30 Meter pro Sekunde entsprach. Der Überraschungsmoment war diesmal auf der menschlichen Seite. Offensichtlich rechnete die Schabe nicht mit einem direkten Angriff von oben. Ehe sie sich versah, klemmte sie mit zappelnden Beinchen zwischen einem Daumen und einem Zeigefinger. Osborne hob das Insekt hoch und stand vom Toilettensitz auf. Durch die heruntergelassene Hose in seiner Bewegungsfreiheit behindert, überlegte

er, wo er das verfluchte Vieh entsorgen sollte. Wollte er es nach draußen in den Waschraum tragen, musste er sich zuerst die Hose hochziehen, was mit nur einer freien Hand kein leichtes Unterfangen war. Als Alternative blieb nur, das Tier mit Schwung über die Kabinenwand zu werfen. Die Gefahr, dass es einen anderen Toilettenbesucher traf, war relativ klein, denn beim Betreten des Waschrums war dieser menschenleer gewesen. Und in den vergangenen Minuten war auch niemand eingetreten.

Also holte er Schwung und schleuderte die Hand hoch. Aber die verfluchte Schabe dachte nicht daran, den Finger loszulassen. Leidenschaftlich umarmten ihre sechs Beine ihn in einem gnadenlosen Klammergriff. So wild die Hand auch durch die Luft schüttelte, die Kakerlake klebte beharrlich wie Kaugummi mit geradezu tintenfischartiger Zähigkeit an ihr.

Schließlich hielt der Computerfachmann inne und überdachte seine Taktik. Ehe er zu einem Ergebnis kam, spürte er einen stechenden Schmerz. Das Insekt hatte ihn tatsächlich gebissen! Es besaß zwar keinen Mund, dafür aber kräftige, mit einer Speicheldrüse bestückte Kiefer, die mit zwei vorstehenden Greifern verschmolzen.

Vor Schreck stolperte der Gebissene rückwärts. Er prallte so heftig gegen die Kachelwand, dass ein Schwall kleiner weißer Sterne vor seinen Augen explodierte. Für einen Moment blieb ihm die Luft weg.

Das Vieh hielt seine Insektenbeinchen weiter fest um den Finger geschlungen. Immer wütender schlackerte Osborne mit seiner Hand, bis ihm die Schultermuskeln schmerzten. Aber sein eigensinniges Anhängsel ließ einfach nicht los. Stattdessen bohrte es die spitzen Kiefer noch tiefer in das Fleisch, was so wehtat, als stieße eine Stricknadel der Länge nach durch die Fingerkuppe den Zeigefinger hinauf.

Der lodernde Schmerz entflamte den Zorn des Gepeinigten noch mehr. Wütend versetzte er dem Insekt mit der freien Hand einen Schlag. Benommen klappte es die bis dahin fest auf dem Rücken anliegenden Vorderflügel auseinander und entfächerte gleichzeitig die darunter liegenden dünneren Hinterflügel. Ungelenk flatterte es hoch, flappte mit weichem Klatsch gegen die Wangen seines zweibeinigen Widersachers und stürzte ab. Am Boden platschte es in eine Urinpütze und ruderte verzweifelt kreisend darin. Als der Kakerlake klar wurde, dass sie den letzten Fehler ihres Lebens begangen hatte, sauste von oben bereits ein Absatz herab. Urin spritzte nach allen Seiten weg. Unter der Schuhsohle knirschte es leise wie zerbröselnder Krokant. Vorsichtig hob der Wissenschaftler seinen Fuß in Erwartung einer platt gestampften Schabe hoch. Doch unter der Schuhsohle klebte sie nicht. Auch auf dem Kachelboden entdeckte er nirgendwo Rückstände des Insekts. Es schien wie vom Erdboden verschluckt. Bekanntlich waren Kakerlaken wahre Phänomene, was die Kunst des Überlebens anging. So

schlug ihr Herz selbst bei abgetrenntem Kopf noch dreißig Stunden weiter. Und auch gegenüber extremer Hitze, Kälte oder radioaktiver Strahlung zeigten sie sich resistent. Einen Atomkrieg würde diese Spezies, im Gegensatz zur menschlichen, mühelos überleben. Nicht umsonst existierte sie schon seit fast dreihundertfünfzig Millionen Jahren. Wahrscheinlich bevölkerte sie die Erde noch, wenn der Homo sapiens längst ausgestorben war. Dass sie sich offenbar unsichtbar machen oder in Luft auflösen konnte, war neu. Konsterniert ließ sich Osborne auf die Toilette plumpsen. Da alles Grübeln über dieses Phänomen zu nichts führte, legte sein Gehirn den Fall zu den ungeklärten X-Akten, zumal ihn etwas anderes als ein vermisstes Ungeziefer beschäftigte. Sein Finger brannte nämlich immer noch höllisch. Hoffentlich hatte ihn das Viech nicht mit Tollwut oder sonst einem heimtückischen Virus angesteckt.

Ein leises Geräusch riss ihn aus seinen düsteren Gedanken. Nebenan quietschte die Waschraumtür. Jemand trat ans Waschbecken und wusch sich die Hände. Das Rauschen des Wassers übertönte fast das erneute Türquietschen. Das Wasser wurde abgestellt. Jemand sagte etwas auf Französisch. Zu leise, um es zu verstehen. Urplötzlich explodierte etwas abnorm laut gegen Osbornes Toilettentür. Vor dem Türschlitz tröpfelten winzige, sternförmige rote Sprenkel auf den Kachelboden.

Der Wissenschaftler starrte wie betäubt auf die Farbflecke, die sich in großer Geschwindigkeit vermehrten. Sie verschmolzen zu größeren Lachen, flossen ineinander und bahnten sich einen Weg durch den Türspalt auf seine Fußspitzen zu. Eine rostige Ausdünstung von Blut entstieg dem Boden und löste einen Würgeiz in ihm aus. Einem kurzen Augenblick der Stille folgte ein ohrenbetäubendes Geräusch gegen die Tür. Als ob Knochen splitterten. Eine gelbliche Masse tropfte zäh in die Blutlache vor der Tür.

In der Kabine saß Osborne mit verkramptem Körper auf der Toilette. Obwohl er heftig atmete, schienen seine Lungen nicht genügend Luft zu bekommen. Sein Herz dröhnte mit mächtigem Dampfhammerpochen dermaßen laut in den Ohren, dass es beinahe das Gepolter im Waschraum übertönte. Dort scharrt jetzt Schuhe über den Steinboden.

Er wurde sich des Umstandes bewusst, dass jenseits des dünnen Türblattes zwei Unbekannte miteinander kämpften. Oder waren es mehr? Angestrengt horchte er nach draußen. Gleichzeitig stieg eine fürchterliche Angst in ihm hoch: Was, wenn sie ihn entdeckten? Was würden sie mit ihm anstellen? Er wusste es nicht. Er konnte nur das Beste hoffen und das Schlimmste fürchten. Regungslos saß er da und wartete, was passierte.

Nur wenige Zentimeter von ihm entfernt mussten sich schreckliche Dinge abspielen. Instinktiv griff er nach seinem Handy, verwarf die aufkei-

mende Idee aber sofort wieder. Ganz gleich, wie leise er telefonieren mochte, seine Stimme würde ihn verraten. Wer immer sich in dem Waschraum befand, sollte besser nicht wissen, dass er alles belauschte.

So lautlos wie möglich stand er auf, stopfte das Handy in eine Tasche des Jacketts und zog seine Hose hoch. Dann kletterte er umständlich auf die Toilettenschüssel, wo er in gebückter Haltung verharrte. Immer krampfhaft bemüht, auf der glatten Oberfläche des Porzellans nicht auszurutschen. Sollte jemand durch den Türspalt spähen, konnte er ihn nicht auf den ersten Blick entdecken. Andererseits genügte eine ungeschickte Gewichtsverlagerung, und er würde vermutlich ziemlich laut auf dem Boden landen, was an sich ein relativ kleines, aber durchaus lebensbedrohendes Malheur sein konnte. Er war nicht erpicht darauf, sein Leben auf den kalten Fliesen einer öffentlichen Toilette auszuhauchen. Seine Oberschenkel, die derartige Übungen nicht gewöhnt waren, begannen schon jetzt empfindlich zu ziehen. Er spürte, wie ihm die Hitze in die Muskeln stieg und dort ein lodernes Brennen entfachte. Während er mit dem Körper permanent seine Hockstellung ausbalancierte, wollte er sich am liebsten die Ohren zuhalten, damit das röchelnde Wimmern und die dumpfen Schläge nicht mehr bis zu ihm vordringen konnten. Da hörte er, wie einer der Männer etwas sagte. Es war nicht mehr als ein Flüstern, das an sein Ohr drang. Trotzdem stießen die fünf gezischelten Worte wie Rasierklingen in seinen Gehörgang und zerschnitten das Trommelfell: »Sterben Sie wohl, Monsieur Osborne.«

Im ersten Moment glaubte Osborne keine Luft mehr zu bekommen. In seinem Kopf dröhnte ein Orkan. Er begriff überhaupt nichts mehr. Aber sein vorherrschendes Gefühl war nicht Verwirrung, sondern eine alles überwältigende Angst. Wer ihn so versteinert da hocken sah, hätte vermutet, ihn habe der Schlag getroffen. Und irgendwie stimmte das auch. Mit kalkweißer Haut und heruntergeklapptem Kiefer stierte er auf die Tür, als könne er sie mittels Röntgenblicks durchleuchten und so zu dem grauenvollen Geschehen durchdringen, das sich hinter ihr abspielte.

Nein, das konnte einfach nicht sein. Er musste sich verhört haben. Niemand außer ihm wusste, dass er hier war. Abgesehen von seinen Kollegen. Ob die ihn vielleicht suchten? Andererseits klangen die Geräusche im Waschraum nicht danach, als ob dort einer stand und jemanden suchte. Ein Suchender hätte den Namen nicht geflüstert, sondern laut gerufen, damit der Gesuchte sich meldete. Und keiner seiner Kollegen hätte »Sterben Sie wohl« gesagt, denn er hatte keine Feinde, weder beruflich noch privat.

Der Computerexperte fuhr sich mit der Hand nervös durchs Haar. Da entdeckte er voller Entsetzen seine am Boden liegende Aktentasche. Wer unter der Tür durchsah, konnte vielleicht nicht seine Füße, wohl aber seine Tasche sehen, was im Endeffekt auf dasselbe rauslief. Vorsichtig streckte er

sich so tief wie möglich herunter und schob sie mit einer Hand in den hintersten Bereich der Kabine. Hatte jemand das Scheuern auf den Kacheln gehört? Osborne lauschte versteinert. Nichts rührte sich. Seinen ganzen Mut zusammennehmend, beugte er sich so weit vor, wie er es von seinem Sitz aus vermochte, wobei er sich mit beiden Händen an den Seiten der Zarge abstützte. Er presste ein Ohr gegen das Türblatt, in der Hoffnung etwas zu hören, was ihm mehr Klarheit verschaffte. Stattdessen vernahm er nur das Rauschen seines wild pumpenden Blutes, während es aus seiner Erinnerung schrie:

Sterben Sie wohl, Monsieur Osborne!

Er konnte seine Gedanken nicht von diesem einen Satz abwenden. Vor der Kabine war immer noch das Keuchen und Stöhnen der Kämpfenden zu hören, während drinnen ein Wissenschaftler krampfhaft versuchte, zusammenhängend zu denken. Als ihm das halbwegs gelungen war, stürmten eine ganze Menge Fragen gleichzeitig auf ihn ein. Doch es fehlten ihm die nötigen Hintergrundinformationen, um auch nur eine von ihnen annähernd zu beantworten. Es gab ja auch wirklich keine logische Erklärung dafür, weshalb ihn jemand hier und heute ermorden wollte. Aus dieser Erkenntnis formte sich ein neuer Gedanke, der, genau genommen, so neu eigentlich gar nicht war. Unterbewusst war er seit der ersten Schrecksekunde da gewesen. Er hatte nur etwas Zeit gebraucht, bis er sich durch die Panikattacke an die Oberfläche des Bewusstseins gewühlt hatte: Er hatte sich verhört. Ja, es konnte gar nicht anders sein. Er musste sich verhört haben! Diese Möglichkeit beruhigte ihn ein wenig, wenngleich auch nicht in dem erhofften Ausmaß, denn er hatte immer noch schreckliche Angst, dass er sich vielleicht doch nicht verhört hatte.

Wieder war ein lautes Poltern gegen die Tür zu vernehmen, gefolgt von einem dumpfen Schlag. Sekunden später quietschte die Tür des Waschraums, fiel ins Schloss, dann war alles still. Aber es war keine natürliche, sondern eine bedrohliche Stille – wie nach einem alles verwüstenden Orkan.

Der Computerspezialist zählte in Gedanken bis hundert. Als danach immer noch Ruhe herrschte, kletterte er von dem Toilettensitz herunter, ergriff die Aktentasche, zückte sein Handy und trat dicht an die Tür. In einer Hand hielt er die Mappe und in der anderen das Handy, als wollte er beides notfalls als Schlagwaffe benutzen. Er lauschte, aber außer dem leisen Glucksen in den Rohrleitungen hörte er nichts. Vorsichtig tastete er nach dem Türgriff, drückte ihn und zog daran. Die Tür klemmte. Erneut drückte er die Klinke und zog mit aller Kraft daran. Mit einem hässlichen Geräusch sprang die Tür ruckweise auf.

Der Amerikaner trat aus der Kabine. Auf dem Boden und an den Wänden klebte überall Blut. Eine unglaubliche Schweinerei. Es sah aus wie in

einem Schlachthaus. Vor den Urinalen lag seltsam zusammengekrümmt ein Mann inmitten einer immer größer werdenden Blutlache. Er war tot. An seinem Kopf klaffte eine riesige Wunde, aus der Blut und Fettgewebe austrat. Sein Hals war von einem Schnitt durchtrennt.

Osborne starrte fassungslos auf das Blut. Mit äußerster Mühe kämpfte er gegen einen Brechreiz. Der Drang, sich übergeben zu müssen, verging nur langsam, aber er verging. Es blieb das Gefühl, als glitte der Boden unter ihm hinweg. Sein Verstand fasste keinen klaren Gedanken mehr. Nur noch Bruchstücke. Aber nicht nur sein Gehirn verweigerte den Dienst, er konnte auch seinen Körper nicht mehr bewegen. Regungslos stand er im Zentrum seines allerschlimmsten Albtraumes.

Sterben Sie wohl, Monsieur Osborne!

Vermutlich war das nur ein Streit gewesen. Oder ein Überfall? Dann hätte es allerdings auch ihn treffen können. Hätte er wenige Minuten früher die Toilette verlassen, läge jetzt seine Leiche in ihrem Blut.

Er musste es der Polizei melden. Unbedingt und sofort. Wenn er es nicht tat, machte er sich selbst verdächtig. Er würde alles zu Protokoll geben, was er wusste. Andererseits, was wusste er überhaupt? Was sollte er den Ermittlern erzählen? Dass er auf der Toilette einen grimmigen Kampf mit einer Kakerlake ausgefochten und nebenbei merkwürdige Geräusche aus dem Waschraum gehört hatte?

Er atmete tief ein und stieß die Luft langsam wieder aus. Mehrmals ließ er sich alle möglichen Szenarien durch den Kopf gehen. Eines stand dabei fest: Viel sagen konnte er der Polizei nicht. Trotzdem würden sie ihn auf dem Revier in die Mangel nehmen und wieder und wieder nach allen möglichen Einzelheiten löchern. Vielleicht stunden- oder gar tagelang.

Die Kardinalfrage war: Hatte er den Mörder oder zumindest den Tathergang gesehen?

Die Antwort war ein eindeutiges Nein. Er hatte nichts gesehen, absolut nichts; er hatte nur etwas undefinierbares gehört.

Er riskierte einen weiteren Blick auf den Toten in der Blutlache. Dass dieser eine verblüffende Ähnlichkeit mit ihm hatte, wollte er sich nicht eingestehen. Stattdessen formulierte sein Hirn weiter pseudologische Ausflüchte. Wozu sollte er Kommissar spielen? Wegen einer solch' falsch verstandenen Zivilcourage konnte er es unmöglich riskieren, seinen so enorm wichtigen Flug für nichts und wieder nichts zu verpassen. Wem würde das nützen? Der Aufklärung des Falles? Mit Sicherheit nicht. Weshalb sich also ein schlechtes Gewissen machen? Er hatte nichts gesehen und somit lag von seiner Seite auch keinerlei Vertuschung vor.

Nach Abwägung der Fakten entschied er sich, den Ermittlern den Fall allein zu überlassen. Sie kannten doch die einschlägig Verdächtigen hier

besser, weshalb sie den Fall ohne ihn schneller und sicherer lösen würden. Kaum hatte er sich zu diesem Entschluss durchgerungen, schlug sein Herz wieder ein bisschen ruhiger. Unter dem Diktat seines jetzt glasklar agierenden Verstandes achtete er peinlichst genau darauf, in keinen der verstreuten Blutropfen zu treten. Unauffällig schlüpfte er zur Tür hinaus in einen breiten Gang. Die Toiletten befanden in einem Seitenbereich des Terminals, der weniger frequentiert war. Zwar gingen auch hier Fluggäste vorbei, schenkten ihm aber keinerlei Beachtung. Ein Mann kam von der Toilette, was gab es daran schon Beachtenswertes? Nichts! Das war das Stichwort für seinen Abgang.

22 Uhr 18 – JFK-Airport, New York

Über zwei Stunden irrte Osborne ziellos durch das Terminal. Seine Haltung drückte eine so abgrundtiefe Verwirrung aus, dass es kaum jemandem entgangen wäre, der ihn beobachtet hätte, was in dem hektischen Betrieb zum Glück nicht der Fall war. Sein Kopf war immer noch erfüllt vom fleischigen Geruch des frischen Blutes und dem verzerrten Gesicht des toten Mannes, dessen Eingeweide inzwischen bestimmt schon schwarze Fliegen als Eiablage benutzten. Diese Vorstellung war das Ticket für eine emotionale Achterbahnfahrt. Die grausige Erinnerung sank wie bittere Galle in die untersten Tiefen seines Hirns, wo sie einen trügerischen Bodensatz bildete, auf dem er angenehmere Gedankenbilder zu errichten versuchte. Im nächsten Augenblick schossen die grausigen Erinnerungen aber wieder an die Oberfläche, explodierten in buntgrelle Bildern und zersplitterten jede andere Imagination, mit der er sich abzulenken versucht hatte. Der schrille Albtraum hatte seinen Verstand so im Klammergriff, als wollte er ihn nie wieder loslassen. Er ließ sich genauso wenig wegsperren wie der furchtbare Satz:

Sterben Sie wohl, Monsieur Osborne!

Hatte wirklich jemand versucht, ihn umzubringen? Diese Überlegung löste in seinem Hirn jedes Mal von neuem das Echo aus: Nicht dich. Niemand will dich umbringen. Wieso auch? Es gibt kein Motiv!

Allein die Vorstellung, irgendwer habe es auf sein Leben abgesehen, war dermaßen abstrus, dass sich sein Verstand mit fast pathologischer Beharrlichkeit weigerte, die Möglichkeit überhaupt in Betracht zu ziehen. Stattdessen förderte er Argumente vom tiefsten Grund der Logik zu Tage, weshalb er sich einfach verhört haben musste. Mit der Zeit übernahm das normale Denken wieder das Kommando an Bord, um endlich das zu beenden, was dem Computerexperten auf dem vorherigen WC verwehrt geblieben war.

Begleitet von einer Reihe Befürchtungen wagte er sich noch einmal auf eine Toilette des Flughafens. Allerdings suchte er nun gewissenhaft die belebteste von allen in Frage kommenden Herrentoiletten auf. Am liebsten hätte er sogar die Kabinentür sperrangelweit offen gelassen, um sicher zu gehen, dass mindestens ein Dutzend Personen den Waschraum frequentierte. Aber diesen Vorschlag seines überstrapazierten Nervensystems legte er gleich wieder zu den Akten.

Während er auf der Toilettenschüssel hockte und ängstlich jedes Geräusch analysierte, das von draußen an sein Ohr drang, hämmerte es unentwegt durch seinen Schädel:

Sterben Sie wohl, Monsieur Osborne!

Doch die innere Stimme wurde langsam leiser und auch die dadurch ausgelösten Angstschübe ebten ab. Sie verblichen wie bei einem Traum. Kurz nach dem Aufwachen erinnerte man sich noch an Details, doch nach wenigen Augenblicken versanken diese wieder im Unterbewusstsein; zurück blieb bloß der Nachhall eines vagen Gefühls, das man mit dem Traum verband.

Nur zögernd verließ Osborne die trügerische Sicherheit der Kabine und trat an die Wand mit den Waschbecken. Unsicher tastete er nach dem Wasserhahn, ohne dabei einen der anwesenden Männer aus den Augenwinkeln zu lassen. Sein Verstand fuhr Karussell mit ihm und ließ dabei eine Lücke im Gedankenschwung seiner Verdrängungsversuche frei, aus der sich der Instinkt mit unbarmherziger Angst zurückmeldete: Ob der Mörder unter ihnen war? Doch sofort fuhr der Verstand seine Beruhigungsstrategien auf und verwies den Instinkt ins Nebulöse zurück: Eher unwahrscheinlich. Nach dem Gemetzel vorhin musste der Killer von Kopf bis Fuß blutbespritzt sein. (Es sei denn, er hatte vorgesorgt und die Kleidung gewechselt.)

Während sich der Wissenschaftler das kalte Wasser über die Hände fließen ließ, fand um ihn herum ein ständiges Kommen und Gehen statt. Nur zwei Männer in Overalls verweilten länger, weil sie an den Rohren neben den Waschbecken herummontierten. Ein Flughafenbediensteter leerte gerade die Abfalleimer in einen riesigen Müllsack, den er hinter sich herschleifte. Das hatte alles nichts Bedrohliches. Das war herrlich monotoner Alltag; alles war so, wie es auf einem Flughafen sein sollte. Dies sollte kein Ort sein, an dem jemand mit Darmproblemen ausgerechnet im würdelosesten Moment, wenn er die Hosen heruntergelassen hatte, überfallen wurde. Womöglich fand dieser Umstand dann später auch noch Erwähnung auf dem Grabstein: »Hier ruht Alan Osborne. Es erwischte ihn auf einem Flughafenklo in New York.«

Nachdem der Computerspezialist sich die Hände abgetrocknet hatte, stand er einen Moment lang still da. Mit beiden Händen umklammerte

er den Rand des Waschbeckens, als wolle er die Erde am Drehen hindern. Verbissen kämpfte er gegen Befürchtungen, dass man ihm immer noch auf-lauerte, dass man ihn womöglich schon vorher heimlich beschattet hatte. Seine Beine zitterten. Nach knapp einer Minute hatte er sich wieder im Griff und er konnte ohne Schwanken den Waschaum verlassen.

Wahrscheinlich würde er nie wieder im Leben unbefangen eine Toilette auf-suchen. Sein Vertrauen in diesen Ort der Stille würde nie mehr das alte sein.

23 Uhr 53 – JFK-Airport, New York

Alan Osborne stand vor der wichtigsten Reise seines Lebens. Ungeduldig saß er im Warteterminal auf einem unbequemen Plastiksitz, einen Plastikbecher halbvoll mit Plastikkafee auf einem Plastikbeistelltisch neben sich. Gedankenverloren starrte er auf die großen Panoramafenster. Die von Westen aufge-zogenen zarten Wolkenschleier verdichteten sich zu violettschwarzen Regen-wolken. Draußen rollte eine Boeing Richtung Startbahn vorbei. Träge hob der plumpe Eisenvogel ab und verschwand dann immer schneller zwischen den Wolken. Der Computerexperte dachte über den Wahrscheinlichkeits-Quotienten von Unfällen bemannter Flugkörper nach.

Der Wissenschaftler stammte aus einer Familie von Ärzten und Juristen. Eine dicke Hornbrille kaschierte sein unscheinbares Gesicht, das Frauen nicht unbedingt in einen rauschähnlichen Zustand versetzte. So blass und farblos wie er war, fesselte auch sein restlicher Körper kaum die Blicke des anderen Geschlechts. Als der liebe Gott die Attraktivität verteilte, glänzte er durch Abwesenheit, weil er sich gerade eine Extra-Portion Hirn geben ließ. Zum einen war er mit knapp Einsiebzig nicht gerade ein Hüne, zum anderen ging sein Körper nach fast fünfzig Jahren langsam aus dem Leim. Der immer schon latent vorhanden gewesene Bauchansatz entwickelte sich allmählich zu einem Miniatur-Rettungsring. Es war aber nicht so, dass er sich gleichgültig mit diesem Schicksal abgefunden hätte. Auf Anraten sei-nes Arztes hatte er es mit einer ganzen Reihe Sportarten versucht. Wer den ganzen Tag am Computer saß, für dessen Gesundheit war angeblich eine Freizeitbeschäftigung mit viel Bewegung förderlich. Deshalb probierte er es zuerst mit Tennis. Dabei holte er sich einen Tennisarm, der ihn wochen-lang bei der Arbeit behinderte. Dann stieg er auf Radfahren um. Bei einem Sturz in den Straßengraben brach er sich das Schlüsselbein. Beim Joggen biss ihn ein Hund in die Wade. Badminton bescherte ihm eine Meniskus-operation. Letztendlich kam er zu dem Schluss, dass nichts förderlicher für seine Gesundheit war als absolute Bewegungslosigkeit.

Trotz aller beruflichen Erfolge trat Osborne privat weiter auf der Stelle. Er war ein Workaholic und wie alle Workaholics ziemlich langweilig und

nicht sehr beliebt. Im Laufe der Jahre hatte er sich tief in seine Arbeit verkrochen und von der Umwelt abgekapselt. Auf andere wirkte er distanziert. Er hatte nie wirkliche Freunde gehabt. Diejenigen, die ihn kannten, hielten ihn für eine Art Sonderling, mit dem man besser nicht näher in Kontakt trat, um nicht auch so einer zu werden oder für einen solchen gehalten zu werden.

Seinen Außenseiterstatus hatte er aber nicht immer innegehabt. Während der Schulzeit war er ein Star gewesen. Seine Lehrer hatten ihn über den grünen Klee gelobt und die Mitschüler beneideten ihn wegen seiner super Noten. Der soziale Absturz kam mit der Pubertät. Plötzlich zählten in der Schule andere Statussymbole als nur ein gutes Zeugnis. Coolness war angesagt. Und er war alles andere als cool.

Seine Schüchternheit Frauen gegenüber verbarg er später hinter der Fassade des emotionslosen Rationalisten. Seine Gedankengänge waren analytisch, funktional, fernab jeder romantischen Schwärmerei. Nicht zuletzt deshalb hatte er bei Stanton & York, dem führenden Institut für Grundlagenforschung auf dem Sektor »künstliche Intelligenz«, rasch Karriere gemacht.

Heute wohnte er in einem noblen Haus in Scarsdale, einem feudalen Vorort im Norden New Yorks. Sein Leben spielte sich in dem engen Radius zwischen seinem Heim und seinem Büro, wo er im Team mit hochtalentierten Programmierern arbeitete, ab. Reisen störte ihn. Vor allem, weil es ihn von seiner Arbeit abhielt. Wie alle Programmierer war er todunglücklich, wenn er nichts zum Programmieren hatte. Abgesehen davon fragte er sich allerdings ab und an, ob er in seinem Leben vielleicht nicht etwas übersehen hatte. Zwar war die Liste der Dinge, die er besaß, ziemlich lang, denn sie umfasste nicht nur ein eigenes Haus mit Garten, sondern auch Designermöbel, unzählige Bücher, DVDs, einen Fünfundzwanzig-Zoll-Fernseher und sonstigen technischen Schnickschnack. Aber was war mit den Dingen, die von den Leuten als Grundvoraussetzung für ein normales Leben betrachtet wurden, wie beispielsweise eine Frau oder zumindest eine Freundin?

Sein Geschlechtsleben war in jungen Jahren von einem etwas flatterhaften, stets viel zu kurze Röcke tragenden Mädchen namens Emma Jones verpfuscht worden. Dabei hatte es mit ihnen auf der Universität in Seattle durchaus viel versprechend angefangen; sie waren sogar zusammengezogen. Osborne war zwischenzeitlich der irrigen Ansicht gewesen, sie würden eines Tages heiraten. Damals glaubte er noch an die ewige Liebe und dass er um seiner Selbst gemocht wurde.

Zur traumatischen Wendung war es dann gekommen, als er einmal früher als gewöhnlich aus dem Seminar nach Hause kam. Schon beim Betreten der Wohnung hatte er gestutzt. Im Flur herrschte ein irritierendes

Durcheinander. Der Staubsauger stand einsam und verlassen mitten im Weg herum, auf dem Läufer lagen allerlei Kleidungsstücke verstreut und aus dem Wohnzimmer drangen merkwürdige Geräusche, die er zunächst nicht einordnen konnte. Als er dem Gestöhne auf den Grund ging, saß die bezaubernde Emma Jones nackt auf dem Sofa und drehte sich überrascht zu ihm um. Sie strich ihr Haar aus dem Gesicht, während der Kerl, der unter ihr lag, fragte: »Was ist denn das für ein Vogel?«

Gedemütigt, unfähig irgendwas zu sagen, wankte er ins Schlafzimmer und packte seine Koffer. Als er ging, brach Emma Jones nicht etwa in Tränen aus; sie hatte ihn ausgelacht und verspottet.

Bis über die Grenze des Erträglichen erniedrigt, stahl er sich aus der Wohnung. Er wusste nicht, was er tun oder wohin er gehen sollte. Zielloos streifte er umher und grübelte darüber nach, warum ihn die lustvollen Verheißungen auf ein glückliches Leben so bitter betrogen hatten. Steve Rodgers, einer seiner besten Freunde, hatte mit seiner Warnung Recht behalten: »Ein so heißes Teil wie Emma Jones ist ein paar Nummern zu groß für dich, Alter.« Genauso wenig wie die mahnenden Worte der wahr gewordenen Prophezeiung konnte er die Erinnerung an Emmas Umarmungen aus seinem Kopf vertreiben. Doch jetzt hatten ihre Liebesbekundungen von früher einen schalen Beigeschmack. Für kurze Zeit hatte sie ihm das Paradies gezeigt und ihn dann brutal daraus vertrieben. Er konnte sich nicht daran erinnern, jemals so verzweifelt gewesen zu sein. So sehr er sein Gedächtnis auch durchwühlte, das war damals mit Abstand der schwärzeste Tag in seinem Leben gewesen. Vermutlich hatte Emma ihm – warum auch immer – die ganze Zeit etwas vorgespielt, während seine Gefühle für sie ehrlich gewesen waren. Sein ganzes Leben kam ihm nur noch sinnlos vor.

Auf einem Spielplatz hatte er eine Zeitlang spielende Kinder beobachtet. Er beneidete sie wegen all der Möglichkeiten, die noch vor ihnen lagen. Wenn es nur jemanden gäbe, mit dem er darüber reden könnte. Aber seit er sich mit Steve Rodgers wegen seiner Prophezeiung, die Emma Jones betraf, überworfen hatte, war er ziemlich knapp an Freunden. Nirgendwo in Seattle gab es eine Menschenseele, der er sich anvertrauen konnte. Während ein Teil seiner Gefühle für diese ... diese Schlampe vor Eiseskälte abstarb, verwandelte sich der verbliebene Rest in Ekel und Hass.

Am Ende seines langen Spazierganges kam er zu der Überzeugung, dass seine Wunden schneller verheilten – falls sie überhaupt verheilen konnten –, wenn er auf möglichst große Distanz zu deren Verursacherin ging.

Am nächsten Morgen wagte er in New York einen Neuanfang. Er setzte sein Studium an der Columbia University fort und schlug sich mit unterbezahlten Nebenjobs mehr schlecht als recht durch. Während andere die wilde Studentenzeit genossen und endlos Party feierten, arbeitete Osborne

hart und diszipliniert – beinahe mit der permanenten Besessenheit eines Irren – an seiner Karriere. Zwar gab es hier und da schon mal eine Anwärtlerin für sein Herz, die er jedoch unbewusst immer abgeblockt hatte, noch ehe sich etwas Ernstes entwickeln konnte. Inzwischen war sein Sexleben zum größten non-Event des Planeten mutiert. Die Trennung von Emma Jones, vor allem die Art und Weise, wie sie zustande gekommen war, hatte ihn bis zum heutigen Tag nachhaltig erschüttert. Trotzdem machte ihn diese Enttäuschung nicht wie viele seiner männlichen Leidensgenossen zum Frauenhasser. Er behandelte das andere Geschlecht weiterhin mit viel Respekt; mit dem gleichen Respekt, den er einer Anakonda entgegenbrachte. Liebe mochte ja etwas Wundervolles sein, aber wenn sie zerbrach, dann ging man durch die Hölle. Deshalb hatte er sich damals geschworen, nie wieder sollte irgendetwas sein Leben so aus den Fugen und dermaßen in Unordnung bringen. Ein Vorsatz, der relativ leicht umzusetzen war. Schließlich besaß er nicht gerade das Aussehen, das Frauen bei ihm Schlange stehen ließ. Aber er hatte Verstand und Ehrgeiz. Ihm selbst war es nie in den Sinn gekommen, dass er vielleicht zu jenen Genies gehörte, die eines Tages mit dem Nobelpreis ausgezeichnet wurden. Den Verantwortlichen von Stanton & York war das jedoch bei seiner Bewerbung nicht entgangen.

Damals war Stanton & York eine junge, aufstrebende Firma in der IT-Branche gewesen, die hauptsächlich Software und Netzwerklösungen für Großfirmen entwickelte. Wenige Wochen vor seiner Einstellung hatte man eine neue Entwicklungsabteilung, einen »Think Tank«, gegründet. Anfangs fristete diese Abteilung eher ein Nischendasein innerhalb des expandierenden Unternehmens, denn dort arbeiteten nur Einsteiger, ein halbes Dutzend Nerds, Eierköpfe, die niemand so richtig für voll nahm. Ihr Büro – falls man den Kellerraum so nennen wollte –, besaß keine Fenster. Die Luft war so schal und feucht wie in einer Pyramide, die seit Ramses II. nicht mehr gelüftet worden war. Von der Decke blickten die von Desinfektionsmitteln ausgebleichten Überreste eines Schimmelpilz-Freskos herab. Darunter drängten sich sechs Mitarbeiter an zusammen gequetschten Arbeitsplätzen. Es war so eng, dass selbst die Kakerlaken den Bauch einziehen mussten, wenn sie das Zimmer durchqueren wollten. Fast wöchentlich kam es hier unten zu Stromausfällen, weil die Sicherungen der Untergewölbe nicht für den Stromverbrauch der hoch gezüchteten Super-Computer ausgerichtet waren. Kontakte zu anderen Abteilungen, die in den oberen, hellen Stockwerken angesiedelt waren, gab es so gut wie keine. Falls doch, dann erfolgten sie per Emails oder über Hausmitteilungen.

Vermutlich wusste in den anderen Etagen schon längst niemand mehr von der Existenz ihres »Think Tanks«. Wahrscheinlich hätten sie noch etliche Jahre weiter ungestört vor sich hinforschen können, denn in Zeiten

der Hochkonjunktur konnte man sich den Luxus einer Abteilung leisten, die kein Geld abwarf. Doch nach einer niederschmetternden Halbjahresbilanz wurde plötzlich an allen Ecken und Enden gespart. Von Restrukturierung zur Steigerung des Unternehmenswertes war jetzt die Rede; von Customer Relationship Management, Post Merger Integration, Outsourcing und Strategic Market Realignment, von nachhaltigen Wettbewerbserfolgen durch flexible Anpassung des Unternehmens an die veränderten Anforderungen des Marktes. Um dies zu gewährleisten, engagierte Stanton & York einen so genannten Innovator, einen Value-Manager von Advise & Partners, der eine detaillierte Prozessanalyse aller Unternehmensbereiche erstellte. Die Umsetzung seines Berichtes sollte die Firma leistungsfähiger machen. Oder einfacher ausgedrückt: Der Mann deckte nicht rentable Bereiche des Unternehmens auf und empfahl deren Schließung. Er lotete die Möglichkeiten zur Rationalisierung und Einsparung unnötiger Kosten aus. Dem Prüfer war natürlich aufgefallen, dass Osbornes Abteilung nur Geld verschlang, ohne dass dabei bisher etwas Zählbares herausgekommen wäre. Und genau das würde in seinem Bericht stehen. Alle Mitarbeiter der Abteilung waren ziemlich sicher, dass sie sich auf der Streichliste mit den entbehrlichen Posten wiederfinden würden.

Nachdem sie einige Zeit darüber diskutiert und nachgedacht hatten, traten sie die Flucht nach vorn an. Als Abteilungsleiter entschied sich Osborne für das kleinere der beiden Übel. Er hasste es, mit seinen Vorgesetzten zu diskutieren. Andererseits hatten sie ihm bisher einen Freiraum bei seiner Arbeit ermöglicht, den er sonst wohl nirgendwo finden würde. Nach einer Entlassung war es außerdem fraglich, ob und wann er einen neuen Job bekam. Deshalb wollte er die Arbeit seines Teams bei seinen Chefs zur Sprache bringen. Das Problem bei der geplanten Aussprache bestand darin, den wahren Stand ihrer Forschungen so zu verschleiern, dass ihre Arbeitgeber keinerlei Verdacht schöpfen, ihr Geld würde für irgendwelche Spinnereien verpulvert. Das würde ziemlich schwierig werden. Aber was war im Leben schon einfach?

An einem heißen Nachmittag im Juni vor knapp zehn Jahren hatte Osborne den für ihre Abteilung zuständigen Mister York um ein Gespräch er sucht. Vom düsteren Kellerlabor benötigte der Aufzug knapp eine Minute bis zu der lichtdurchfluteten Chefetage, von wo aus man einen grandiosen Ausblick auf die Madison Avenue genoss. Unterwegs kam ihm das Sprichwort von den schlafenden Hunden, die man nicht wecken sollte, in den Sinn. Aber wenn er sie nicht weckte, dann würde es die Kosten-Nutzen-Analyse der Firma tun.

Als er den Aufzug im Keller betrat, war er noch der festen Überzeugung, dass er seine Mission erfolgreich beenden würde. Als er in der neunten Eta-

ge ausstieg, war sein Enthusiasmus schon gedämpfter. Denn falls Stanton & York nicht gefiel, woran er und seine Leute forschten, würden sie möglicherweise noch heute entlassen. Entsprechend hämmerte sein Herz beim Betreten von Mister Yorks Büro.

Der große Raum wirkte eher zurückhaltend als opulent. Die Einrichtung lag im Trend. Alles erstrahlte in modischem Schwarzweiß. Sessel, Schreibtisch, Arbeitsgeräte – aus Aluminium oder Kunststoff – waren nach ergonomischen Gesichtspunkten gestaltet. Eine Klimaanlage surrte leise. Geschlossene vertikale Jalousien tauchten den Raum in ein gedämpftes Halbdunkel.

Mortimer York war ein großer, extrem korpulenter Mann Ende vierzig. Wabbelig wie ein überdimensionaler Wackelpudding thronte er – bekleidet mit einem makellosen grauen Anzug – in einem ergonomischen Drehsessel. Seine schmalen Augen flackerten unruhig hinter dicken, randlosen Brillengläsern. Nachdem er seinen Besucher mürrisch begrüßt hatte, nahm er an dem weißen Schreibtisch Platz. York galt nicht gerade als Inbegriff für Sensibilität und Rücksichtnahme. Außerdem gab es für seine schlechte Laune gute Gründe. In den vergangenen Monaten waren immer mehr Dotcom-Firmen aus dem Boden geschossen, die ihnen mit Dumpingpreisen die Hölle heiß machten.

»Sie wollen mich sprechen, Mister Osborne?«, fragte York. »Entschuldigen Sie, dass ich Ihnen keinen früheren Termin geben konnte. Wenn Sie die Wirtschaftsnachrichten in den vergangenen Wochen überflogen haben, wissen Sie vielleicht, dass unsere Firma gerade einen finanziellen Engpass durchschreitet. Vor ein paar Jahren hätten unsere schlechten Bilanzen an der Börse ziemlich hohe Wellen geschlagen. Heutzutage stecken jedoch so viele Firmen in der Bredouille, dass wir nicht weiter auffallen. Wir befinden uns sozusagen in allerbesten Gesellschaft.«

»Schuld daran ist nur die Rezession.«

»Sie sagen es. Aber von der Erkenntnis wird mein Magengeschwür auch nicht kleiner. Also, mein Guter, was führt Sie zu mir?«

»Meine Arbeit. Oder besser gesagt, die Arbeit unseres Think Tanks.«

»Ja, ich erinnere mich«, bemerkte sein Boss. »Ich habe mir vor dem Meeting die Unterlagen angesehen, die Sie mir geschickt haben. Ich muss sagen, Ihre Arbeit hat mich nicht sonderlich beeindruckt. Wie lange forschen Sie jetzt schon an dem Zeug?«

»Fast vier Jahre, Sir.« Das stimmte nicht ganz. Eigentlich arbeiteten sie schon fast doppelt so lange daran. Aber vier Jahre erschien ihm nahe genug an der Wahrheit.

Yorks tief liegende Augen mit den schweren Lidern musterten ihren Gegenüber.